

MITTELMEER-MEDLEY

Trotz ihres fotografisch und ab sofort auch phonographisch dokumentierten Hanges zum Südländischen fuhr meine Mutter zwar sehr wohl mit meinem Vater an die italienische und an die französische Riviera, mit mir allerdings während meiner Schulzeit vorzugsweise an Nord- oder Ostsee. Der Vorzug der kühlen Gewässer lag zweifellos mehr im Finanziellen als im Flair, und es verband uns über das Blut hinaus, dass wir beide diese Aufenthalte nicht leiden konnten: Küche schlecht, Essen schlecht, Laune schlecht. Bis heute habe ich trotz meiner Begeisterung für Andersens Märchen und Jubiläums-Aquavit eine Abneigung gegen alles, was nördlich von Hamburgs Flughafen Fuhlsbüttel liegt. (Trotzdem habe ich wunderbare Tage bei meinem Freund Bo und seiner Frau Ingrid in Stockholm verbracht und in Oslo nicht schlechteren Lachs gegessen als in Hannover.)

Harald und ich waren Klassenkameraden gewesen und hatten ja noch von der Oberstufe her Goethes ‚Italienische Reise‘ im Sinn und die Bilder der deutschen Romantiker vor Augen. Das Blauäugige, Blondmähnige, Reckenhafte hatte man sich nicht mehr getraut, uns noch unverblümt als Vorbilder anzudienen, aber der Süden war für uns auch nicht das, was er für die meisten ‚älteren‘ Touristen der Fünfziger- und Sechzigerjahre war: Voller Strand mit leerem Himmel, erträgliche Wassertemperaturen und Kaffee nach deutscher Art, nein, der Süden – das war für uns Verheißung.

Rom war ein sinnliches, ja, ein erotisches Erlebnis. Die Landschaften, die Städte, die Menschen in Italien hatten etwas Heiteres und doch Hintergründiges, wo wir – trotz faustisch lauen Bemühens – in Deutschland nur humorlose Hintergründelei wahrzunehmen vermochten. Der Süden – das war das alljährliche Ziel, dem während des Berufsalltages mehr entgegengefiebert wurde als dem Christustag; Cannelloni schmeckten eben besser als Karpfen (getreu dem Toilettenspruch: ‚Sex ist schöner als Weihnachten‘, in anderer Schrift darunter: ‚Und viel öfter!‘)

Jeden Tag Vitello tonnato, Saltimbocca und Monte Bianco im weinumrankten Innenhof des ‚Otello‘ nahe der Spanischen Treppe – das wäre möglich gewesen, obwohl man sich dann das Agnello al rosmarino, die Scampi alla griglia und vieles mehr hätte entgehen lassen müssen. Entscheidungen bedeuten eben immer Verzicht auf das, was man auch ganz gern gehabt hätte ... Wie schön, wenn die Mosaiken in all den Santa Marias und San Giovannis abgehakt waren und man im Taumel von Märkten, Menschen und Marmor sein Leben erobern durfte! Die Brunnen, gleißend im Gegenlicht, sprühend, sprudelnd, die krächzenden Stimmen der Weiber oberhalb enger Gassen, die Glocken, die alle einem etwas anderen Zeitmaß zu gehorchen schienen und doch denselben Gott verkündeten. Der Campari auf dem kleinen, runden Tisch unter den Palmen, die, zugegeben, auch nur aus Kübeln wuchsen, aber heiße Mandeln im Schälchen, statt Achselzucken, wenn man damals in deutschen Gastwirtschaften etwas zum Knabbern erbat. Im günstigsten Falle wurde in der Heimat eine Zellophantüte ‚Bahlsen-Fischli‘ für zwei Mark fünfzig gleichgültig auf die ehemals weißliche Tischdecke geschoben.

Süden war anders: Immer und überall gesteierte Stoffservietten und Grissini, und immer und überall ein paar Bellinis und Botticellis. Und wer nun mahndend fragt, ob wohl angesichts der Not und Qual in der Welt die Seligkeit von einer gestärkten Stoffserviette abhängt, dann kann ich nur zurückfragen: Wovon denn sonst? Vom reinen Überleben vielleicht?

Wir versuchten in Hamburg immer, ‚Aperitif auf der Straße‘ nachzuspielen, doch Esther und ich mussten uns eingestehen, dass es schon damit losging, dass ‚Gänsemarkt‘ einfach weniger nach Negroni klang als ‚Piazza dell’ Oca‘. Aber wenn Silke dann mit einem neuen Kleid kam und eigentlich gar keine Zeit hatte, dann tranken wir eben doch Negroni: mit

Eisstücken verwässert und (vermutlich gespritzter) Orangenschale garniert. Aber: Der nach Benzin stinkende Lärm der Via del Corso klang einfach würziger als die Busse auf der Mönckebergstraße. Dass – damals – die Butter in Italien grundsätzlich ranzig war (sie kam noch nicht aus dänischen EU-Beständen) und dass die sanitären Verhältnisse sehr buttrig waren, nahm man in Kaufrausch für den Überschwang, der einem wie ‚Victor‘, dieses aus der Mode geratene Pinien-Parfüm, durchs Blut schoss. (De facto hatte ich ständig Schwächeanfälle und Durchfälle – aber was zählt das schon? Die Gegenwart ist immer grässlich. Welch wunderbare Zukunft, sich später an solch eine Vergangenheit erinnern zu dürfen!)

1966 fand nicht nur meine erste goethegroße Italien-Reise bis nach Sizilien statt, schon vorher war ich bereits zum zweiten Mal für eine Woche mit Harald in Berlin gewesen. Ich studierte damals Jura und Musik, er prüfte seine Belastbarkeit auf Nachtmärschen und Saufftouren durch Eckernförde, wo er als Rekrut stationiert war. Mich hatte das Schicksal, das mich so ungnädig in die Welt gezwungen hatte, zumindest mit einem Herzfehler ausgerüstet, der mir die Militärzeit ersparte. Dass sich dieser Herzfehler ein Jahr später verflüchtigte – ja dafür kann ich nichts. Die Belastbarkeit meines Herzens wurde dennoch später und bis zum heutigen Tage auf manch harte Probe gestellt, so dass für mich und für die Bundeswehr diese Nachtmärsche überflüssig gewesen wären.

Auch Harald war nicht wirklich gern Soldat. Die Ausbildung hielt er für grotesk, die Offiziere für revanchistisch und den Dienst für öde. Umso freudiger flog er mit mir nach Berlin, wo ich ihm natürlich – wie jetzt allen – alles, alles zeigen wollte, und wo ich neben Todesstreifen und Lebenslust noch eine Tante mit den beiden Töchtern und die väterliche Großmutter als weitere Attraktionen aufweisen konnte.

Diese tüchtige Frau, meine Großmutter, die schon mehrere Regierungsformen willig unterstützt hatte, stand auch uns zur Seite, indem sie uns Unterkunft im Rote-Kreuz-Heim verschaffte: Das war sozialerweise in einer alten Grunewald-Villa untergebracht, in der wir allnächtlich unseren Rausch ausschließen und am Morgen ein Frühstück mit Eiern, Brötchen, Schinken, Käse, Marmelade und einem lauten Knall auf den Tisch des Zimmers gestellt bekamen. Wenn der Kaffee schon kalt war, entschlossen wir uns zum Aufstehen, lauschten dem blödsinnigen Gurren der Tauben und aßen, womit das Rote Kreuz uns so üppig bedachte. Dann rafften wir uns zusammen und fuhren in das, was Westberlins Mitte war und noch ist. Vor dem ‚Cinema Paris‘ wurde mir regelmäßig schlecht. Ich starrte – Ku’damm/ Ecke Uhlandstraße – auf das riesige Plakat und wollte sterben, jeden Tag. Ich schob es auf den Kaffee, weil ich zu Hause immer Tee trank, aber natürlich wusste ich, es war Leydeckes Kirschbowle gewesen. Komisch, das Plakat von Anthony Quinn als ‚Alexis Sorbas‘ lässt diese Situation immer wieder in mir auferstehen. Trotzdem ist für mich wie für viele Menschen der allgegenwärtige Busuki-Anfang von Theodorakis’ Musik zu ‚Alexis Sorbas‘ der Inbegriff von Süden, Mittelmeer und sich steigernder Lebensfreude geblieben.

Abends wurde Harald dann auch mal im ‚New Eden‘ nach Pöbeleien mit amerikanischen Soldaten ein bisschen blau geschlagen; wie gesagt, er war kein begeisterter Kämpfer, obwohl er groß, blond und blauäugig war. Es fehlte ihm einfach das Jüdische, aber darauf kommen wir später.

Dass wir 1973 Griechenland mit eigenem Gaspedal entdeckten, hatte, wie alles im Leben, mehrere Gründe, weil doch, ganz musikalisch, im Leben immer eins ins andere spielt. Der Zeitpunkt September stand insofern fest, als da die Deutsche Grammophon Gesellschaft, bei der ich Product Manager war, ihr fünfundsiebzigstes Dienstjubiläum feierte. Da ich nur zu der allgemeinen Belustigung und nicht zur exklusiven Veranstaltung geladen

worden war, zog ich es vor, Deutschland den Rücken zu kehren, damit meine Abwesenheit auf dem Prominenten-Treff nicht aus einem Mangel an Gebetensein erklärt werden konnte. Harald, dem in seiner Bank derartige Prestige-Überlegungen – noch! – fremd waren, fand den September ohnehin einen guten Reisemonat. In Rom war gerade Ingeborg Bachmann verbrannt, und in Neapel gab es eine Anzahl von Cholera-Fällen. Beides schreckte uns auf ganz unterschiedliche Weise ab.

Wir wollten die Adria mal anders lang: nach Jugoslawien. Heute weiß ja jedes aufgeweckte Kind Kroatien, Serbien, Bosnien und Mazedonien von der ‚Tagesschau‘ her zu unterscheiden: damals war das für uns nur ‚das Pulverfass Balkan‘, wie Harald beim ‚Bund‘ gelernt hatte. Er malte sich aus, wie er wegen Überschreitens der Höchstgeschwindigkeit im Staatsgefängnis zu Ljubljana an Frau Tito seine Strafe abbüßen müsste, während ich beim Essen von peperonigewürzten Speisen aus meinem tiefen Katholizismus heraus das serbische Pfingstwunder erfand, bei dem den Gläubigen die Flammen aus den Häuptern schießen. Um nicht abzuschweifen, will ich nur zusammenfassen, dass uns Jugoslawien nicht gefiel und wir es mit der Fähre von Dubrovnik nach Korfu verließen. Das ist auch der Grund, warum in dieser Sammlung weder Ivo Robic mit ‚Morgen‘ noch Dunja Rajter oder Bata Illic zu hören sein werden.

Korfu hatte einen ganz anderen Zauber: Wir waren in Griechenland und blieben es auch. Mit dem perlgrauen VW Käfer meiner Mutter umkreisten wir den Peloponnes, sahen in Mykene eine Gruppe FDJler in blauen Hemden und von Korinth das, was übrig war, also nicht viel. Das Nachtleben von Athen wurde uns gezeigt, aber die, die es uns zeigten, wurden dann von der Polizei der herrschenden Junta bis zum Morgen in Gewahrsam genommen. Zum Trost kaufte ich einem von ihnen, der eine Boutique besaß und selbst Garderobe entwarf, Hosen mit dreißig Zentimeter breitem Schlag ab, die sich besonders gut tragen ließen, um fünf Zentimeter hohe Plateausohlen zu kaschieren. Auf diese Weise war ich fast so groß wie Harald, wenn ich mit ihm die Plaka-Treppen hinauf zur Akropolis stakste, sogar, wenn ich gerade dieselbe Stufe erklimmen hatte wie er. Den etwas transvestitischen Gang musste ich dabei hinnehmen. Natürlich hätte ich lieber den Ladenbesitzer gehabt, aber die Hose ließ sich zweifellos länger tragen.

In Griechenland lernten wir wenig über Zivilisation, bloß wie man Tsatsiki zubereitet, und noch weniger über Kultur: Ein schwarz gewandeter orthodoxer Mönch war schon das Äußerste, und dann natürlich diese ratlos machenden Ausgrabungsstätten in Olympia, Delphi und sonstwo.

Ich hoffe, dass meine Schilderung dem Gesang des Demis Roussos angemessen ist. Sein griechelndes ‚[Goodbye My Love, Goodbye](#)‘ war damals in ganz Europa der Hit des Jahres. Man muss sich halt manchmal mit dem Wesentlichen begnügen. Sechs Jahre später kam beim Wiederholungsversuch die zwiespältige Romantik von Mykonos dazu: Die fantasielosen Speisen der Nachtessen und die fantasievollen Flirts mit den Nachbarn; das T-Shirt klebt am Herzen.

Drinne kocht die Griechin, draußen kocht die Stimmung. Die Köchin ist unbedarft: Der Hammel in ihrem Topf ist genauso ausgekocht wie die Gäste in ihrem Garten – da will sich das abgebrühte Unschuldslamm einen Bock ergattern, die Triebe schlachten die guten Vorsätze ab, und nur wer nicht gejagt wird, fühlt sich als Opfer: vom Ansturm verschont = vom Schicksal geschlagen.

‚Born, born, born – born to be alive!‘ hämmerte es 1979 aus den dicht gestreuten, nachtweiß getünchten Discos in die sternenbespuckte, allschwarze Palmennacht. Für die

Biologen gehören die Palmen zu den ‚Nacktsamern‘, über die könnten die Biologen im Jachthafen noch was dazulernen.

Also wegen des Essens fährt wohl auch niemand nach Israel. Ich war oft dort, seit ich nicht mehr katholisch bin, aber immer war es beruflich. Als Daliah Lavi mit ihrem ‚**Love’s Song**‘ in England Karriere machen wollte, war ich noch Lehrling, und an meine Karriere war nicht zu denken, na ja, kaum. Aber, Jehovas Wege sind unergründlich, die Engländer mochten den ‚Love’s Song‘ nicht besonders, die Deutschen die Übersetzung ‚Liebeslied jener Sommernacht‘ umso mehr. Daliah Lavi blieb gar nichts anderes übrig, als ihre Karriere notgedrungen in Deutschland zu machen. Während Esther Ofarim als folkloristisch galt und nachdem sie sich selbständig gemacht hatte, mit Repertoire, das man ‚sophisticated‘ nennen könnte, ihr altes Publikum nicht mehr begeisterte, nahm Daliah Lavi die Rolle der emanzipierten Frau ein, mit Reimen, die von einer Texterin für sie maßgeschneidert wurden. Später übernahm Milva aus Italien diesen Part mit Weisheiten wie: ‚Man wird als Frau doch nicht geboren, man wird zur Frau doch erst gemacht.‘

Daran, dass sie als Frau geboren wurde, ließ Daliah Lavi damals von Anfang an auf herausfordernde Weise keinen Zweifel, aber die Mischung aus Kibbuz und Lagerfeuer ihres Liebesliedes war wohl für schwärmende Deutsche nachvollziehbarer als für picknickgewohnte Briten. ‚Music is the food of love‘, zweifellos die beste Nahrung, die Israel und Großbritannien zu bieten haben, doch spätestens seit ‚Tristan‘ ist diese Kombination nun mal besonders gefragt in Deutschland, wo die Zeile wegen Unübersetzbarkeit nicht vorkam. Wie auch? Musik als Liebesmahl ...

Ich habe solche Art von Pop-Folklore nie erlebt in Israel. Diese Ziehharmonika, die so anders tönt als die Musette in Paris und das Bandoneon aus Buenos Aires. Rumänische Zigeuner klingen an, das Schtetl, und der Wunsch, Karriere zu machen. Ich habe immer nur Hindemith und Strawinsky im ‚Frederic Man Auditorium‘ gehört, von Bernstein dirigiert, oder das gängige Geklimper der Hotelbar. Aber nachts im Independence Park, dicht am Meer: der Duft von Eukalyptus und Zypressen, fremde Schatten, nach denen man sich umdreht. Ja, da war diese Ziehharmonika und da war dieser anfeuernde Gesang; irgendwo zwischen dem Rauschen der See und dem Rascheln der Sträucher war er zu hören, wenn man nur tief genug in sich hineinhorchte.

Einmal bin ich von Tel Aviv nach Rom geflogen, und da habe ich den Unterschied des Klimas ganz schön zu spüren bekommen. ‚Komm ein bisschen mit nach Italien‘, hatte mich Caterina Valente dreißig Jahre früher gelockt, ‚komm ein bisschen mit, weil sich das lohnt; denn am Tag scheint dort die Sonne und am Abend scheint der Mond.‘ Die Valente-Zeit lag längst hinter mir, sonst wäre ich doch sehr überrascht gewesen über die vielen verregneten Tage und die vielen sternklaren Neumondnächte, die ich dort erlebt habe.

Umberto Balsamo ist nie wie Drupi oder Eros Ramazzotti in seiner Popularität über Italien hinausgekommen. Wir, die Noflo, liebten seine melancholischen Balladen und ließen uns willig von Silke, die Artist Promotion Pop leitete, mit seinen Canzoni versorgen, um schon wieder ein bisschen Vorgeschmack auf den nächsten Urlaub zu bekommen und um bei ‚**Natali**‘ auf solche unsterblichen Worte von ihm zu warten wie: ‚Io vorrei prima di morire, dirti una parola che non posso dire!‘

Mina ist da natürlich eine ganz andere Nummer. In Deutschland wurde sie durch das unsäglich geplärrte ‚Heißer Sand und ein verlorenes Land‘ bekannt, Polydors vogelscheu-chiger Versuch, einen weiblichen Freddy zu erschaffen – Musik, Text und Gesang zum

Grausen. In Italien ist ‚La Mina‘ eine Institution, und so haben auch wir sie, uns unserer Kennerschaft bewusst, empathisch verehrt. Ich habe hier eine wenig bekannte Canzone aus ihrem Album ausgewählt, in dem sie Texte zu Bignè singt. ‚**Ormai**‘ heißt so viel wie ‚nunmehr‘, also ein Jetzt, das die Vergangenheit ausschließt. Zum einen liebe ich natürlich – wie immer – die Steigerung des melodischen und interpretatorischen Bogens; zum anderen: 1981 lernte ich auf der Piazza San Marco in Venedig Giuseppe kennen (so etwas passiert wirklich). Wir verloren uns aus den Augen, genauer gesagt, ich verlor den Zettel mit seiner Adresse und – wir trafen uns zwei Jahre später auf einer Brücke zwischen San Marco und Rialto wieder (so etwas passiert auch wirklich). Seither sind wir Freunde. Unseren ersten gemeinsamen Tag, vom Mittag am Lido bis zum Abend in Venedig, habe ich in meinem ‚83er-Film mit dieser Musik unterlegt, und so liegt es nahe, Giuseppe diese Passage zu widmen. Wenn ich mal wirklich ein vernünftiges Buch schreibe, wird seine Geschichte darin bestimmt eine Rolle spielen, also lasse ich sie hier ökonomischerweise weg. Wer verwurstet schon Filet-Stücke?

Capri – dass es am Ende sei, reimt sich gut, jedenfalls im Französischen. Mehr ist an dieser Behauptung wohl nicht dran. Warum sucht (sogar) ein Franzose dort die große Liebe? Ich habe mich immer naiv über Italiener gewundert, die zum Urlaub nach Ibiza flogen; das kam mir genauso vor, als ob ein Husumer in Flensburg Ferien machen würde. Hier in Hamburg, (von weiter unten aus betrachtet) im Norden, denkt man einfach zu voreilig, Süden sei gleich Süden. Dabei wissen die meisten von uns ja, dass sich Tel Aviv sowohl von Rom wie auch von Bagdad durchaus unterscheidet. Süden stellt, wie Reichtum und sämtliche anderen Güter, noch keinen Wert an sich dar. Obwohl ... Ich mag München und Reit im Winkl wirklich gern, aber wenn südlich von Hessen gleich die Provence anfinde, wäre ich auch nicht ärgerlich. Nichts für ungut! So, wie ich die Bayern einschätze, würden sie herzlich kontern: ‚Und wenn gleich nach Schweinfurt Stockholm käme – jo mei, des wär‘ pfundig!‘

Capri – dort fing ich an, vieles zu entdecken und alles tun zu wollen, was ich vorher nur gedacht hatte. Vielleicht würde mir heute der Schauplatz dabei helfen, nichts mehr zu wollen, also meide ich die Insel. Zu der Zeit, die ich hier anspreche, 1972, war Hervé Vilards Lied bereits auf der Kippe zwischen veraltet und Standard. ‚**Capri, c’est fini**‘ war 1966 ein Hit, dasselbe Jahr, in dem ich schon einmal für ein paar Stunden von Ischia aus auf Capri gewesen war. Zwar war ich im ‚Canzone del Mare‘ in einen Seeigel getreten und hatte so viele Stacheln im Fuß, wie man sich Federn an den Flügeln wünscht, aber trotzdem wusste ich: Hierher will ich zurück, so, wie ich fünfzehn Jahre später unbedingt nach Paris zurückwollte.

Frankreich ist für mich – Strasbourg hin, Cherbourg her – immer Paris geblieben, und so strahlt für mich der zweite französische Titel mindestens so viel Großstadt wie Mittelmeer aus: Durch die Segel der Boote schimmert Sacré-Cœur; der Eiffelturm flirrt oberhalb der Palmen an der Corniche. Kenner sehen noch die Leuchtreklamen des Times Square blinken, denn Shake singt ja keine Eigenkomposition, sondern den Evergreen ‚**Love Is A Many-Splendored Thing**‘, und das klingt auf Französisch für meine Ohren fast ebenso hübsch, wie wenn die ‚Piazza dell’ Oca‘ den ‚Gänsemarkt‘ sanft-schnattert.

Beide französischen Songs haben etwas gemeinsam: Wie bei vielen reichen Jachteignern liegt deren Reiz in ihrer Begleitung. Der pochende Sechachtel-Rhythmus bei ‚Capri‘ ist als Aha-Erlebnis wichtiger als die Melodie. Dieser Sechachtel wird uns noch recht häufig begegnen, denn er liefert die simpelste Methode, die pulsierende Erregtheit vorzuspiegeln, auf die ich immer wieder freudig hereinfalle. Der Blues lebt von dem Unfestlegbaren der

Triole, und alle sanfteren Rock-Balladen haben auch dieses Dadada – Dadada, nach dem man sich schmusend von einem Bein aufs andere fallen lassen kann. Selbst wenn der Sechsstiel hart wird wie bei ‚The House Of The Rising Sun‘, bekommt er nie das unbeirrbar Marschmäßige des Viertels. – Zu kompliziert? Zuhören!

Bei Shake bleibt das ‚Splendored Thing‘ vom Broadway zwar beim Viertel, aber die Gitarre suggeriert durch die Dreiachtelauflösung praktisch einen Dreier-Takt, und der Bass skandiert so lebhaft hin und her wie ein Kellner, der sechs Gläser Pernod durch ein Bistro jongliert. Die beruhigende Stimme des Sängers wirkt wie ein Schiff, das über dem aufgebrauchten Wasser der Rhythmus-Gruppe sicher vor Anker liegt. So, nun Schluss mit den Belehrungen. Ich mag leider Rezepte lieber als Gerichte, aber ab jetzt wird wieder gebrutzelt.

Spanien. Das erinnert in den Sechzigerjahren des zwanzigsten Jahrhunderts mehr an Griechenland und Israel als an Italien und Frankreich: weniger Hotelbar und weniger genießbar. Doch schon in der zweiten Hälfte der Sechzigerjahre konnte man, rein äußerlich, ganz deutlich die Deutschen voneinander unterscheiden: Da gab es die, die „Ho, Ho, Ho Chi Minh“ schrien, und die, die „Ben, Ben, Benidorm“ empfanden. Die erste Gruppe sitzt inzwischen im Bundestag, die zweite grölt heute bei Ballermann auf Mallorca „Eviva España!“, wobei sie im Grunde ihren Fußballverein, also sich selbst, meint. ‚Charly‘ von Santabarbara ist nach wie vor ein Renner dort. Was kann ein ganz nettes Lied dafür, von wem es gemocht wird, wenn Männer es wie Besoffene die Sonne umschwärmen? Was kann man dafür, von wem man gesungen wird? Love’s Song oder Liebeslied einer Sommernacht. Welche Stimmungen hat man angeheizt? Welchen Blicken ist man nicht ausgewichen? Besser, in dem Feuer umkommen, das man selber entfacht hat, als von fremden Leuten auf den Scheiterhaufen geschleppt zu werden. Erfolg um jeden Preis! Viel Licht, noch mehr Schatten. Gibt’s auch schon als Lied und als Film. Deren Moral ist entweder: Beziehung und Persönlichkeit sind durch den Erfolg vernichtet oder, seit einiger Zeit, das erfrischend zynische Happy End. Leb! Das andere findet sich! Oder dich! Oder mich?

Zu viel Frischluft kann in die Lungenentzündung führen, zu wenig in den Erstickungstod. Tief durchatmen, der Fantasie zuhören und die Melodie vergessen!

‚Borriquito‘, das arme Eselchen, das sich so ein bisschen komisch flamencohaft gebärdet und auch furchtbar gern mitgegrölt wird; das Stück ist aufs Mitgrölen hinkomponiert und hinkalkuliert worden. Diese Mischung aus Und-nun-alle! und Schunkeln. Ja, meistens kann man etwas dafür, von wem man gemocht wird. Wer Lust hat, Symbol zu werden, der muss das Wecken schlafender Hunde in Kauf nehmen: Ich werde Star, und du bringst mich um, weil du mich zwar begehrt, aber nicht haben kannst. – Pech. Schade, dass man sich viel weniger aussuchen kann, von wem man nicht gemocht wird. Kaum ist man Jude, Palästinenser, Schwuler oder Millionär – schon mag einen die Hälfte der Menschheit nicht.

Weil man nicht mitgrölt? Mitgrölen heißt, spüren, dass man lebt – dieses große Gemeinschaftsbedürfnis vieler Menschen sucht nach Wegen jenseits der gescheiterten Ideologien. Spüren, dass man lebt – wie ein Graffiti-Maniak, wenn er Wände beschmiert; wie Freisler, wenn er Todesurteile fällt; wie Demonstranten, die gegen Wasserwerfer stürmen. Wie Selbstmordattentäter auf dem Weg ins Paradies. Menschen mit weniger Mut halten nur den Harn so lange an, bis ihnen die Blase platzt. Was immer man sprengt: Ketten, Schlösser, Banken oder Bunker – es wird bestimmt irgendetwas befreit: im günstigsten Fall die Menschheit, im blödesten bloß Darmgase.

Mit dem Eselchen hat es noch eine zweite Bewandnis: Im Frühling war ich mit Pali auf Capri gewesen, im Herbst flog ich zu meinen Eltern nach Marbella. Genauer gesagt: Ich flog nach Málaga, und meine Eltern logierten bei Freunden in Guadalmina. Dann flog Guntram nach Hamburg zurück. Irene und ich blieben noch zwei Tage in Torremolinos, das meine Eltern von jener Zeit her kannten, als da außer dem Turm mit den Mühlen nur ein einziges Hotel gestanden hatte, das vorzüglich gewesen sein soll, auch im Hinblick auf das francobedingte Preis-Leistungs-Verhältnis; so etwas hängt ja überwiegend von den Personalkosten ab, und die sind in Diktaturen devisenbringend steuerbar.

Ideologie – Mentalität – Erfolg. Griechenland und Spanien waren auch zu totalitären Zeiten erstrebtere Urlaubsziele als die bulgarische Schwarzmeerküste. Hätte Honecker widerstehen können, wenn Rügen das Klima von Mallorca hätte? Unbeantwortbar. Also weg von Rügen und Gesinnung und zurück zu Spanien und dem Eselchen! Torremolinos hatte, seit meine Eltern da in den Fünfzigerjahren gewesen waren, alle Mühlen weniger und jede Menge Hotels mehr. Wir fanden unter großen Mühen das beste, auf der äußersten Felspitze gelegen, so dass man den Rest der Welt vom Balkon aus nicht sehen musste, es war beinahe wie bei Honecker in Wandlitz, bloß mehr Meer.

Wir waren erschöpft. Wir kamen von Granada. Das hatte ich schon nie ausstehen können, wenn Vico Torriani es besungen hatte. Wir hatten in einem Loch übernachtet, das außer einer Matratze nichts Bemerkenswertes enthielt, nicht mal Kakerlaken, und dafür konnte uns dieser große Garten, der ‚Alhambra‘ hieß und trotzdem kein Nachtclub war, auch nicht entschädigen, obwohl prachtvoll, ohne Frage prachtvoll.

Jedenfalls ruhten wir uns erst einmal im „Grandhotel Wandlitz“ aus, dann wurden wir hungrig und stürzten uns in das, was von dem Mühlturm übrig geblieben war: Nachtleben eben. Und da – wie furchtbar naiv von mir! – merkte ich Sechszwanzigjähriger, dass meine zweiundfünfzigjährige Mutter eine begehrenswerte Frau war, der die Männer hinterherstarrten. Beim Essen, schultereng, Tisch an Tisch in der engen Gasse, gesellte sich ein Quartett von Wetterpiloten zu uns (bestimmt nicht meinetwegen), in ‚Betty’s Nachtclub‘ machte nach seiner Darbietung der feurige Gitarrensänger Irene Avancen (ganz bestimmt nicht meinetwegen. Oder gerade doch, weil er mich nicht ernst nahm?) Aus jeder Bodega lärmte es „Hey borriquito“, und als ich am frühen Morgen endlich in meinem „Wandlitzer“ Bett lag, war ich immerhin ein klein wenig schlauer als Margot Honecker. Ich hatte begriffen: Das Eselchen war ich.

Um der Abrundung willen schließen wir mit Demis Roussos, mit dem wir in Griechenland unsere Mittelmeertour schon begonnen hatten. Seine Version des zweiten Satzes des ‚**Concierto de Aranjuez**‘ sollte 1982 sein Comeback auf Philips einleiten, doch außer mir hat sein Opus offenbar niemandem genügend gefallen. Ich mochte die Wucht der Instrumentierung in Kombination mit der Fistelstimme dieses Kolosses viel lieber als sein griechisches Gesäusel, aber ich Bordsteinschwalbe mache noch keinen Umsatzsommer. Schlechter als die erfolgreichste Version der Melodie mit Nana Mouskouri (auch Philips) und die seriöse Fassung mit Narciso Yepes (Deutsche Grammophon) finde ich sie jedenfalls nicht. Achso, wegen Yepes war ich übrigens in Guadalmina, Granada und Torremolinos gewesen. Das war der vorgezogene Abstecher von einer Dienstreise nach Madrid gewesen. Meine Chuzpe erzwang die Unterschrift unter den nachgereichten Reiseantrag. Das Zähneknirschen des Chefs meines harmlosen Vorgesetzten war bis an die Alster zu hören, und es klang mir wie Kastagnetten in den Ohren. Olé, Torero! Wen man nicht bei den Hörnern packen kann, den erwischt man notfalls noch am Schwanz.